Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 60. Bromberg, den 29. März 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(21. Fortsetzung.

Als sie die Alpenscheidewand überwunden hatten und sich dem Langen See näherten, wurden Davids Tage friedlich. Das Wetter war mild, das Land lag reich vor ihnen und war noch voll Blühens, der Himmel hatte lange Tage keine Wolken. Malerisch an die Hänge hingebaut standen die Dörfer mit mauerumgebenen Gärten. Schlanke weiße Kirchtürme mit offenen Glockenstuben ragten neben schwarzen, stillen Zypressen auf. Über allem war Sonne, nicht mehr die Heiße des Sommers, sondern eine leise, leuchtende, die alles adelte, was sie beschien, den holprigen Weg, die rissigen und baufälligen Häuser. Mit dem Wechsel der Gegend hatte auch das Wesen der Welschen einen Wandel erfahren. Sie waren in einer zufriedenen, sie innerlich und äußerlich hebenden Laune. Es war, als ob ihre Augen, die alle braun und schön waren, heller blitzten, ihr Gang war leichter, wiegender, ihre Gestalten fügten sich eigentümlich wohl in die schöne, milde Landschaft. Margherita insbesondere hatte die träumerische Weichheit immer an sich, die wohl vor allem schuld war, daß David ihr gefolgt war. Wenn sie abends an irgendeinem Wege und in eines Dorfes Nähe sich ihren Halteplatz gewählt hatten, suchten das Mädchen und David sich ohne Abrede einen schönen Platz abseits, am schroffen Hang über dem See, der nun zu ihren Füßen lag, an einer der Kirchen oder auf der Mauer eines Gartens, saßen da und sahen die Welt mit großen, sinnenden Augen an. Die Freude an dem schönen Land band sie fester als bisher zusammen.

Davids Blicke pflegten aber nicht nur auf dem wunderbaren und gesegneten Lande zu ruhen, sondern glitten bald davon ab und fielen auf Margherita selbst. Es war, als höbe die Landschaft und das Licht, das die sinkende Sonne über das Mädchen goß, noch ihre schlanke Schönheit. Ihr Wuchs hatte etwas den ragenden Linien der Zypressen, den schlanken, weißen Türmen Verwandtes, und in ihren Augen wiederum war etwas von der schimmernden Ruhe und Versunkenheit des Sees, der zu ihren Füßen lag. Mit Vater, Mutter und Geschwistern beschäftigte sie sich letztlich weniger, wandte sich vielmehr ganz und mit größter Vertraulichkeit David zu. Wenn sie so dasaßen, sprach sie ihm manchmal lächelnd und mit Schmeicheln davon, daß man in Ponte, dem Dorfe, das sie bald erreichen sollten, sie, Margherita, um ihren blonden Kameraden beneiden werde. Dann kam zuweilen eine seltsame Leidenschaftlichkeit über sie, so daß sie bis tief in die Nacht hinein an Davids Seite blieb, als vermöge sie nicht, sich von ihm loszureißen. Das alles fügte, daß der zerfahrene Mensch nicht zum Heimweh noch zur Erkenntnis dessen erwachte, daß er ein unwürdiges Leben hatte.

Sie erreichten dann Ponte, ein Dorf wie die andern, an steil in den See fallenden Fels gebaut, die schmalen Verbindungswege von Haus zu Haus hatten Stufen. Vor einem öden, scheibenlosen Hause mit schwarzem Dach machten sie halt. Das gehörte dem Kesselflicker.

*

Sechzehntes Kapitel.

Die von Herrlibach sprachen von Lukas Hochstraßer, und in ihre Hochachtung für ihn mischte sich etwas wie Mitleid.

„Welches Unglück er mit seinen Kindern hat", redeten sie, zählten Märtin auf, den Leutnant, der auf und davon und verschollen war, nannten dann David, von dem sie bald heraushatten, daß er einem fahrenden Mädchen ins Welsche hinüber nachgelaufen sei, und munkelten von Julian, dem Ältesten, daß es ihm übel gehe unten in St. Felix, ihm und seiner Familie, der Alte werde ihnen wohl beispringen müssen.

An Lukas Hochstraßer war keine Veränderung. Sein Haar war nicht grauer, seine Haltung nicht weniger aufrecht. Seine eigene Kraft schien nur zu wachsen, je mehr die Kraft der Jungen versagte und sich zersplitterte. Das sahen auch die von Herrlibach. „Keiner sieht ihm an, daß er schwer trägt", fügten sie bei, wenn sie von dem Mißgeschick in seiner Familie sprachen. Er trug kein trübes oder finsteres Gesicht zur Schau. Sein Lachen klang glockendumpf und köstlich aus seiner Brust herauf und sein Blick hatte noch immer ein junges Feuer.

Als David entflohen war und er in die leere Kammer trat, in der er ihn sicher gefangen glaubte, hatte ihn die Überraschung weder unsicher noch der jähe Kummer schwach gemacht. Er ging nach dem offenen Fenster, überzeugte sich, wie alles sich ereignet hatte, und stieg hinab in die Wohnstube, wo Brigitte neben dem Korbwagen des kleinen Lukas, ihres Knaben, saß, den sie am Sonntag vorher getauft hatten.

„Er ist fort," sagte er und setzte sich neben das noch bleiche Mädchen, das an einem Linnen stichelte.

„David?" fragte Brigitte.

„David?" wiederholte Rosa, die aus der Nebenkammer kam.

Lukas sah beide mit einem ruhigen Blick an. „David, ja," sagte er.

„Mit dem Hudelvolk ist er fort, meint Ihr?" fragte Rosa. Dann brach sie los: „Es wird gut anfangs. Man kann sich seiner Brüder schämen, in den Erdboden hinein schämen! Einer zeigt sich schöner als der andre!"

„Was werdet Ihr tun?" fragte Brigitte Lukas. Ihre gelassene Art stach sonderbar gegen die aufbrausende und zänkische Rosas ab.

Lukas blickte vor sich hin. „Laß ihn gehen," sagte er sinnend. „Er soll seinen Weg haben. Essen soll er, wie er sich einbrockt!"

Rosa tat ihrem Zorn keine Gewalt an. Die Einsame und in ihrer selbstverschuldeten Einsamkeit Verbitterte nahm alles, was die Brüder taten, als ihr selbst getan an, fühlte es doppelt, da sie in ihrem eignen Leben keine Freude fand, an der sie sich hätte aufrichten können. Mit bösem Gesicht und zankend ging sie hin und wieder, Lukas indessen sprach ruhig mit Brigitte. Sie hatte die eine Hand auf den Rand des Korbwagens gelegt. Er deckte sie mit der seinen. So sprach er zu ihr von seinen Söhnen. „Das Leben wird sie hart in die Finger nehmen," sagte er. Nach einer Weile zog er einen Brief aus der Tasche und reichte ihn Brigitten. „Die Arbeiter sind unruhig in St. Felix. Sie werden übermütig, weil die Herren nachgegeben haben. Er will nicht mitmachen. Jetzt haben sie ihm das Gehalt weggenommen. Zwischen dem, was er schreibt, läßt sich lesen, wie knapp er daran ist mit Frau und Kind. Der Kamm ist ihm zu sehr geschwollen. Er muß lernen, klein zu werden!" So redete er von Julian.

Und von David: „Ich will ihn nicht aus den Augen verlieren. Ein Kind ist er, ein blindes, der erwachsene Bub. Aber er wird lernen müssen aufzuwachen."

Endlich von Christian: „Der gibt mir am meisten zu denken. Aber es kann nicht gut mit ihm kommen, bei seinem und seiner Frau Geiz!"

Dann schloß er: „So müssen wir abwarten, was alles werden will, und bereit sein, wenn sie uns brauchen."

Damit stand er auf. Von Martin hatte er kein Wort gesagt. Brigitte aber empfand, daß er weit über seine Worte hinaus der Halt seines Hauses war, und daß seine Söhne nicht untergehen konnten, weil er da war.

Bald erfuhr sie, wie er David, um den er sich scheinbar nicht kümmerte, im Auge behielt. Er wußte am Tage nach seiner Flucht, wie die welschen Kesselflicker hießen und wo sie daheim waren, nach einigen Wochen schon hatte er vom Langen See selber durch einen Bekannten Nachricht.

„Er ist dort, David," sagte er zu Brigitte. Sein braunes Gesicht trug dabei einen fast heiteren Ausdruck, als meinte er zu sagen: Er soll doch nicht glauben, der törichte Mensch, daß man nicht hinter ihm her ist! Er blieb, als er ihr dies zu sagen gekommen war, eine ganze Weile in der Stube bei Brigitte, tändelte mit ihrem schönen Kinde, das ein Gesichtlein wie feine Blüte hatte, und sprach dies und jenes stille Wort zu ihr selbst. Wenn sie beisammen waren, war immer wie ein leises Licht in der Stube. Sie hatten den freien und weiten Blick gemeinsam, der nicht nur den einzelnen und engen Tag, sondern ein Leben und nicht nur das eigne, sondern das Leben vieler überschaut. Und weil ihr Schauen nicht nur ein äußerliches, sondern ein Mitdemherzenschauen war, so sahen sie Leid, Freude, Sünde und Guttat anders als die Menschen des Alltags und verstanden sie besser. Aus dem tiefen Verständnis andrer aber kam ihnen die große, eigne Ruhe, die jedes am andern unbewußt als etwas Köstliches empfand, so daß jedem die Nähe des andern wohltuend war. So hatten sie auch diesmal eine heitere Stunde, Lukas sprach von den Ergebnissen und Erträgnissen des zu Ende gehenden Jahres und Brigitte fühlte freudig, wie sehr er ihr vertraute. Er verbarg ihr nicht, wie alles unter seiner Hand gedieh, so daß sein und seines Hauses Wohlstand auch in diesem Jahr wieder gewachsen war. Von seinen Plänen sprach er zu ihr, wie das und jenes geworden und das und jenes noch werden sollte. Er ließ sie dermaßen sein Leben mit ihm teilen und es war ihr, als sei sie immer in seinem Hause und immer wie eines seiner Kinder gewesen.

Während sie noch so sich unterhielten, trat Rosa ein und reichte dem Vater die Zeitung, die der Briefträger eben gebracht hatte. Lukas war aufgestanden und im Begriff gewesen, eben hinauszugehen. Nun schlug er das Blatt auf dem Tisch auseinander. Er las, am Tisch stehend, die hohe Gestalt auf die Zeitung niedergebeugt, schüttelte den Kopf, während er las, nahm das Blatt vom Tisch und las aufrechtstehend noch einmal, was ihm aufgefallen war.

„Es geht rauh zu da unten in St. Felix," sagte er nachdenklich, die Zeitung weglegend.

Rosa nahm sie auf und sah hinein. „Sie haben Julian die Fenster eingeworfen," berichtete sie erregt. „Die Arbeiter drohen mit schlimmen Gewalttaten. Militär ist aufgeboten, Wachen sind vor bedrohte Häuser, so vor Julians Haus gestellt worden."

Lukas blickte jetzt nach den Frauen zurück. „Man erwartet, daß die Unruhen sich morgen verschlimmern," sagte er, noch immer in tiefem Nachdenken. „Sie sind nicht sicher, seine Frau und der Bub."

„Wir sollten sie heimrufen," rief Rosa.

Lukas war langsam zur Tür gegangen. „Morgen mit dem ersten Schiff gehe ich hin," sagte er, als er die Stube verließ.

Den ganzen Tag sprach er nicht mehr von seinem Entschluß, als wäre nichts Außergewöhnliches daran, als gehörte die Reise in sein gewohntes Tagwerk.

Am anderen Morgen früh und vor Hellwerden war er bereit. Nur Rosa, die immer die erste im Hause war, war vor ihm da und richtete ihm sein Frühstück. Beim Schein der Hängelampe saßen sie einander am Tisch gegenüber und nahmen ihr Morgenbrot mit breit aufgestützten Armen und über die Ohrentasse geneigten Oberkörpern. Lukas gab einige Weisungen für Arbeiten, die auf dem Lande zu tun seien. Martha, die Magd, kam herein und er hieß auch diese auf das und jenes acht geben, was zur Tagesarbeit gehörte. Dann sagte Rosa in ihrer kargen Art: „Nehmt Euch in acht, daß Euch nichts geschieht, Vater." Ihre innere Unruhe verriet sich nicht dabei. Und trocken wie sie gegeben wurde, nahm er die Mahnung hin. „Ja, ja," sagte er nur. Bald darauf ging er mit einem kargen Gruß. Auf der Treppe wendete er sich noch einmal, „Grüß Brigitte," sagte er zu Martha, der Magd. „Ich sei gegangen."

Das Schiff trug ihn stadtwärts. Die Schiffsinsassen sprachen von den Unruhen. Da und dort begegnete er neugierigen Blicken; er sah, daß Julians Rolle im Streike manchem bekannt war. Einige redeten ihn daraufhin an. Er gab einsilbigen Bescheid, hielt aber mit seinem Urteil nicht zurück: „Er hat es nicht anders wollen, mein Sohn. Nun muß er die Folgen tragen."

Als er in St. Felix aus dem Schiff stieg, folgten ihm die Blicke der Mitreisenden.

Eine bleiche und schwächliche Sonne schien auf die hartgefrorene Straße.

Einmal stieß Lukas auf eine Schenke, deren Scheiben eingeschlagen waren. Da hatte am vorhergehenden Tage ein Zusammenstoß der Arbeiter mit Polizisten stattgefunden. Um eine Straße weiter traf er auf mehrere Gruppen Ausständiger, die heftig gestikulierend beieinander standen. Dann mehrten sich die Spuren der Arbeiterausschreitungen an seinem Wege.

Als er in die Straße einbog, wo Julian wohnte, fand er nach wenigen Schritten den Weg von einer Unmenge aufgeregter Menschen versperrt. Das waren die Arbeiter, Kesselschmiede, Schlosser, Mechaniker, rußiges, starkes, tüchtiges Volk.

„Es wird niemand durchgelassen," sagte ihm einer.

Drüben gewahrte er den Schmied, den er damals in Julians Wohnung gesehen hatte. Der erkannte ihn jetzt und kam auf ihn zu. „Dem Hochstraßer sein Vater," sagte er zu den Genossen. Zu Lukas sich wendend, meinte er drohend und grob: „Ihr bleibt besser, wo Ihr seid! Es möchte dort im Haus etwas absetzen." Er wies nach dem Gebäude, in dem Julian wohnte.

„Ihr habt Eure Meinung stark geändert, Mann," sagte Lukas gelassen. Er erinnerte sich in diesem Augenblick deutlich des Auftrittes in Julians Wohnung, da dieser Mensch für Julian des Lobes nicht genug gewußt hatte.

Der Schmied schimpfte. Alle schönen Namen hing er Julian an, dabei bei den andern Beifall suchend und erntend.

Inzwischen kamen einige Polizisten heran, die auf die Szene aufmerksam geworden Sie schafften Lukas Raum, als er erklärte, wer er sei und was er wolle Durch die Menge der Arbeiter schritt er in die leere Straße hinein.

„Hättest deine Nase besser aus der Sache gehalten," höhnten sie ihn.

Lukas sah sich nicht um. Er ging so ruhig und großschrittig weiter, wie er durch die Stadt herangekommen war. Nur bei dem Polizeidiener, der vor dem Hause Julians stand, blieb er stehen, nannte seinen Namen und erkundigte sich, was die Ausständigen zu unternehmen im Begriffe stünden.

„Sie sind ohne Leitung," entgegnete der Beamte. „Jetzt drängen sie sich hier, ein paar Stunden später vielleicht anderswo zusammen. Euer Sohn hat zwischen ihnen und den Arbeitgebenden unterhandeln wollen. Darum sind sie auf ihn erbost. Wenn sie Zuzug erhalten, möchte es zu Schlimmem kommen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Nothelfer.

Humoreske von **Paul Bliß.**

Doktor Bach war schlecht gelaunt. Verdrossen lief er in seinem Zimmer hin und her und überlegte alles Erdenkliche, wie er seine fatale Lage künftig besser zu gestalten vermöchte; aber so viel er auch nachsann, er fand keinen Ausweg aus seinen quälenden Sorgen.

Ingrimmig sagte er sich: Eigentlich geschieht mir's recht, weshalb mußte ich mich als Anfänger in diesem elenden Neste niederlassen!

Klug war es allerdings nicht gewesen, hier als Arzt zu beginnen, denn der alte Sanitätsrat besaß nun einmal das Vertrauen der Kranken. Der junge Doktor hatte gehofft, wenigstens einen Teil der großen Praxis des alten Herrn für sich zu gewinnen, aber es war anders gekommen. Drei Monate lebte er nun hier, und in der langen Zeit waren nur drei Patienten zu ihm gekommen. In seinen Sprechstunden unterhielt er sich mit sich selber. Bald war die Miete fällig, und andere Rechnungen sollten beglichen werden. Seine Ersparnisse waren aufgebraucht, Zuschüsse von daheim erhielt er nicht, sein Kredit war nicht der Rede wert. Es war zum Verzweifeln. So weit war der junge Doktor wieder einmal gekommen, da ging die Klingel. Erwartungsvoll harrte er, wen die Aufwärterin melden würde. Die Freude war wieder einmal umsonst. Der Postbote brachte einen dicken Brief.

Sein Freund Bert schrieb ihm. Vier Jahre hatte er sich in der Welt umhergetrieben, sein Erbteil war verbraucht, er wollte jetzt in die Hauptstadt ziehen, von schriftstellerischen Arbeiten leben und eine reiche Frau suchen. Das alles

schrieb er seinem Jugendfreund Bach. Als der verzagte Doktor die vielen Seiten gelesen hatte, regte sich so etwas von dem alten tollen Jugendübermut in seinem Wesen. Hoffnungen regten sich, daß der Freund ihm irgendwie helfen könne. Er schrieb ihm daher einen langen Brief, schilderte seine hoffnungslose Lage und bat den Erfahrenen um Rat und Beistand.

Bald kam Antwort. Der Freund schrieb in ulkiger Weise, daß er kein Geld schicken könne, weil er selber auf Pump lebe, doch versprach er, ihn mit einem Schlag aus seiner elenden Lage retten zu wollen. Wie? Das werde er bald erleben.

Doktor Bach fand aber keinen rechten Mut, an eine baldige Änderung seines miserablen Daseins zu glauben. —

Vierzehn Tage waren vergangen. Da kam ein vornehmer Herr, begleitet von einem feierlich und unnahbar aussehenden Diener, im Städtchen an und mietete vier Zimmer im ersten Hotel. Der Wirt bemühte sich, den seltenen Gast so gut wie möglich zu versorgen, und rechnete im Stillen mit ergiebigen Wochen. Enttäuscht hörte er zu, als der Fremde erklärte: „Bitte, machen Sie keine Umstände! Daß ich hier bin, ist Zufall. Ich wollte ins Ausland reisen, da befiel mich unterwegs mein altes Übel. Deshalb mußte ich hier haltmachen. Ich könnte meinen Leibarzt telegraphisch herrufen, aber leider ist er krank. Lassen Sie sofort den besten Arzt rufen, den Sie hier haben!"

Selbstverständlich schickte der Wirt zum Sanitätsrat. Inzwischen war die Neuigkeit im ganzen Städtchen verbreitet, daß ein Fürst oder Prinz hier abgestiegen sei. Genaueres wisse niemand, er reise unter dem offenbar angenommenen Namen „Hermann von der Marr". Sogar Wappen und Initialen auf den Koffern waren verklebt, damit niemand sie erkenne.

Nach einer halben Stunde kam der alte Sanitätsrat. Er untersuchte den Patienten, der ihm seine Krankheitserscheinungen genau beschrieb, verordnete ein langes Rezept und kündigte seinen zweiten Besuch für den nächsten Morgen an.

Als am anderen Tag der Wirt sich nach dem Befinden des vornehmen Gastes erkundigte, erklärte der Diener mit wenigen Worten, sein Herr habe eine äußerst schlechte Nacht gehabt und die Medizin hätte ihm noch keine Linderung verschafft.

Der Sanitätsrat wurde etwas ungnädig empfangen. Das Leiden habe sich nur noch mehr verschlimmert, lautete der kurze Bescheid.

Der alte Herr wollte sich keine Blöße geben, aber er wußte nicht, was er von den Angaben des Patienten halten sollte. Er schrieb ein neues Rezept und empfahl Ruhe und Schonung.

Der Erfolg blieb aus. Am Abend des gleichen Tages erklärte der Fremde dem Wirt energisch: „Schaffen Sie mir einen anderen Arzt! Sonst reise ich trotz meines bedenklichen Zustandes sofort ab."

Nun ließ der Wirt den jungen Doktor Bach holen. Erfolg erwartete er zwar in diesem Falle noch weniger, aber es gab ja sonst keinen Arzt im Städtchen.

Als der Bote zu Doktor Bach kam, war der so verblüfft, daß er sich kaum fassen konnte. Aber dann dachte er sofort: „Wenn die Kur gelingt, kann mein Glück gemacht sein."

Im Hotel führte man den jungen Arzt in das Krankenzimmer. Leise ging er an das Bett. Auf einmal stand er still, als sähe er einen Geist.

Der Kranke richtete sich auf, gab ihm die Hand und sagte: „Lieber Bach, ich bin's! Halt's Maul! Mach keine Dummheiten und spiele Deine Rolle gut, denn ich bin gekommen, Dir zu helfen!"

Der Doktor hatte zwar den Jugendfreund gleich erkannt, aber seine Worte begriff er nicht sofort.

Der Freund sprach weiter: „Du behandelst mich jetzt. Den Sanitätsrat empfange ich nicht mehr. Du machst mich gesund, und dann wirst Du erleben, was das in der Stadt für Aufsehen erregt."

„Was fehlt Dir denn?" fragte Bach.

„Nichts! Verschreibe mir, was Du willst! Deine Zaubertränke werde ich zum Fenster hinausgießen, und in vier bis fünf Tagen bin ich von meinem schweren Leiden durch Deine Hilfe geheilt. Verstanden?"

Doktor Bach mußte sich fügen. Es blieb ihm keine andere Wahl. Ging er nicht darauf ein, diese Komödie zu spielen, dann war es ganz aus mit ihm.

Nach sechs Tagen war der plötzlich so schwer erkrankte fremde Herr gesund und wohlauf.

Die Neuigkeit fand rasche Verbreitung im Städtchen. Wie mit Wunderkraft gehoben, stand Doktor Bach als der Held des Tages da. Überall sprach man von dem tüchtigen jungen Arzt.

Als am siebenten Tag der fremde Herr im offenen Wagen mit dem jungen Doktor spazieren fuhr, galt es im Städtchen als sicher, daß der neue Arzt eine Kapazität sein müsse. Am achten Tage reiste der Fremde wieder ab . . . In den Sprechstunden des jungen Arztes drängten sich von nun an die Patienten.

Die verkannte Partitur.

Beethoven hatte bekanntlich unter mancherlei Widerwärtigkeiten des Alltagslebens zu leiden, ein Umstand, der noch dadurch besonders erschwert wurde, daß ihm nie eine treusorgende Hausfrau sein schweres Los erleichterte. Meistens befand sich seine Häuslichkeit in großer Unordnung, die noch ärger wurde, wenn der Meister anfing, etwas zu suchen. Dann rollten die leeren Weinflaschen aus den Ecken, die Manuskripte flogen durch die Luft, und seine mürrische Laune steigerte sich zum wütenden Zorn.

Einst hatte Beethoven die Partitur einer Lieblingssymphonie verloren, ein sauber ins Reine geschriebenes Manuskript. Tagelang suchte er es vergeblich. Endlich fand er es, aber nicht in seinem Arbeitszimmer, sondern in der — Küche! Seine Köchin hatte nämlich — o Muse, verhülle dein Haupt! — Butter, Wurst und andere Lebensmittel darin eingewickelt. Angesichts dieser Entweihung seines Werkes steigerte sich der Zorn des Gepeinigten zur Raserei. Er erwischte eine Anzahl roher Eier, die in der Nähe lagen, und warf sie der Bestürzten mit einer Flut von Scheltworten an den Kopf. Schließlich packte er die Unglückliche und jagte sie kurzer Hand zum Hause hinaus, um sie jedoch bald danach wieder reumütig zu sich zu bitten. —a.

Musa-i-nunya, die größten Wasserfälle der Welt.

Von Wolfgang Weber.

Gauguin hat recht, wenn er die Natur mit einem Regisseur vergleicht, der sich auf Wirkungen versteht. Meisterhaft arbeitet sie, mit Formen, Farben und Kontrasten. Wenn der Fujisan oder der Kilimandscharo sein Schneehaupt aus der Umgebung erhebt — welch unbeschreiblich elementares Ereignis! Aber wenn diese Gipfel irgendwo bei uns in den Alpen ihren Platz gefunden hätten, dann wäre ihr Eindruck ebenso abgeschwächt, wie der erste Anblick der Sambesifälle, wenn sie nicht in einem Urwaldfleck inmitten glühender Steppe lägen.

Kennen Sie die Steinwüste Südafrikas? Vier Tage fährt man von Kapstadt durch diese trostlose Steppe, über deren verbranntem Boden mannshoch eine Wolke von Staub lastet, unbeweglich, so weit das Auge reicht. Sie gleicht einem dichten Nebel, über den man vom Wagenfenster aus gerade hinwegsehen kann. Kein Windstoß jagt in seine erdrückende Schwere und wirbelt die verbrannte Steppe zum Leben auf . . . Draußen stürzen immer neue Bilder vorüber, aber sie haben alle das gleiche Gesicht einer Leblosigkeit, die schließlich unerträglich wirkt.

Nur aus dieser seelischen Verfassung heraus kann sich eine Begebenheit, die ich Ihnen jetzt schildern will, zu einem unerhört starken Erlebnis gestalten. Ganz plötzlich ändert sich das Bild, die Sträucher werden dichter, ein paar grüne Blätter tauchen auf, der Busch verwandelt sich in Hochwald und von einer Höhe sieht man plötzlich fünf riesige Dampfsäulen in die Luft ragen; das zerstäubte Wasser der größten Fälle der Erde.

Von der Steppe wie mit dem Lineal abgegrenzt, liegt hier das kleine, abgezirkelte Paradies mit Palmen, Lianengewirr und gestürzten Baumriesen, ein Bild, wie man es nur viele hundert Kilometer weiter nördlich im Kongo findet. Dichtes Pflanzengewirr bedeckt den Boden, das undurchdringliche Blätterdach der Tropen hüllt alles in ein gespenstisches Halbdunkel; eine schwüle, nasse Treibhausatmosphäre raubt den Atem. Dort, im Mittelpunkt der grünen Szenerie stürzt der Sambesi mit donnerähnlichem Getöse seiner ganzen Breite von zwei Kilometern nach in eine 140 Meter tiefe Schlucht. Dort zersprühen die gewaltigen Wassermassen zu feinem Staub, dem das grüne Wunder seine Existenz verdankt. Man kriecht ein paar Minuten durch die Hallengänge, die in das tropische Urwaldgewirr geschnitten sind und durch die die Hundsaffen huschen. Bald hört man nichts mehr als das Getöse des Wassers. Durch die freie Stelle im Blätterdach rieselt der zerstäubte Wasserdampf herab, „Mosi oa Tunya", der „donnernde Rauch", wie es die Eingeborenen nennen. Dann mit einem Male teilen sich die Bäume.

Rings im Umkreise nichts als stürzende Wassermassen, zu den Füßen eine Schlucht, an deren Wänden das Getöse tausendfach widerhallt. Kahle, senkrechte Felsen bilden mit den Urwaldriesen und der tropischen Üppigkeit einen unheimlichen Kontrast, und über dem Ganzen spannt sich ein blendender Regenbogen.

Was will es heißen, daß sich die Victoriafälle die größten der Erde nennen; daß sie dreimal so groß sind wie die Nia-

garafälle und auch den Igazu ums Doppelte übertreffen. Das zahlenmäßige Plus ist es nicht, das die Sambesifälle zu den schönsten der Erde macht, sondern die landschaftliche Eigenart hebt sie weit über alle ähnlichen Wunder unseres Planeten hinaus. Was in Amerika weiter nichts ist als das Herunterfallen imposanter Wassermassen, das ist hier von einem phantastischen Rahmen umgeben. Die Fälle selbst bilden eine Schlucht, die ebenso lang ist wie der Strom breit, nämlich nicht weniger als zwei Kilometer, und nur an wenigen Tagen der Trockenheit erscheint ihr Grund durch die Schleier des sprühenden Wassers hindurch. Ziemlich in der Mitte hat er sich bei dem sogenannten „Boiling Pot" einen Durchbruch geschaffen, dessen Felswände durch das strudelnde und wirbelnde Wasser tief zerschnitten und zu phantastischen Formen abgeschliffen sind. Die Hauptwand, die den Boiling Pot gegen die Sambesifälle hin abtrennt und die der Strom an der einen Stelle durchbrochen hat, ist ein geologisches Unikum ersten Ranges. Diese ganze hundert Meter hohe Wand hat nämlich eine Breite von nicht mehr als zehn bis zwölf Metern, und man rechnet damit, daß sie eines Tages einstürzen wird. Unterhalb des Boiling Pot hat die Schlucht aber noch kein Ende. Sie setzt sich kilometerlang in vielen, sechzig bis achtzig Meter tief eingeschnittenen Windungen fort, bis sie endlich das Uferniveau erreicht.

Was den Fällen ihre Eigenart gibt, das ist gerade dieser Umstand, daß das Land nach den Fällen das gleiche Niveau behält wie vorher. Das ist es auch, was der Landschaft die Romantik gibt. Es scheint fast, als wenn es sich bei diesem 140 Meter tiefen Spalt um eine außerordentlich junge Erscheinung der Erdoberfläche handele. Die Wissenschaft stand diesen unerklärlichen Ereignissen inmitten der einförmigen Steppe unschlüssig gegenüber. Großes Aufsehen erregten daher die Beobachtungen des Afrikaforschers Penck vor einigen Jahrzehnten. In unmittelbarer Nähe der Fälle fand er in alten Schotterablagerungen Kieselgeräte von Eingeborenen. Diese ließen es fast absolut sicher erscheinen, daß sie älter sind als die Fälle. Daraus wieder konnte man schließen, daß die Fälle vor nicht allzu langer Zeit noch nicht existierten.

Da überraschte vor wenigen Jahren ein englischer Geologe die Wissenschaft mit der Hypothese, daß die Sambesifälle nicht älter als 300 Jahre seien, während vorher das ganze Gebiet mit einem großen Seensystem in Verbindung stand, dessen nach verändertem Klima ausgetrockneter Boden heute die Kalahariwüste darstellt. Diese Behauptung ist noch nicht ganz bewiesen, aber sie wurde ernsthaft aufgenommen. Sie war eine Sensation, wie sie nur in einem Erdteil entstehen kann, in dessen Innerem keine Kulturvölker die Überlieferung erhalten, und dessen Boden von Weißen damals kaum an der Küste betreten war.

Leider beginnt dieses einzigartige Stück Erde sein Gesicht als das einsame Reservat eines Naturereignisses immer mehr zu verlieren. Ein prachtvolles, durch seine Einstöckigkeit sich dem Rahmen sehr schön anpassendes Hotel an einer Biegung der Schlucht hat vielleicht am geringsten eine nachteilige Wirkung. Anders die große Eisenbahnbrücke, die den Kanon unmittelbar beim Boiling Pot überspannt. Mit 145 Metern ist sie immerhin die höchste der Erde, aber wer eine unberührte Natur sehen möchte, dem wird durch sie die Schwärmerei gründlich verdorben. Noch störender werden die Anlagen wirken, die die Pläne der großen Kraftwerke aus dem Boden stampfen werden. Für europäische Verhältnisse klingt es ganz unwahrscheinlich, daß man diese riesigen Kräfte so lange unausgenützt läßt und auch jetzt nur langsam beginnt, sich mit ihrer Ausnützung zu beschäftigen. Je nach der Regen- und Trockenzeit entsprechen die Sambesifälle einer Summe von 250 000 bis 600 000 PS. Es wird immerhin noch einige Jahrzehnte dauern, bis die Werke, die die größten der Welt sein werden, in den Betrieb genommen werden können.

Wankende Bergspitzen.

Von Max Schröder.

Daß Berge weichen und Hügel umfallen, erscheint nicht so unmöglich und ist schon im Altertum vorgekommen. In der Herzegowina haben kürzlich bei dem Erdbeben ganze Berge ihren Halt verloren, zahlreiche Häuser begraben und Menschen ums Leben gebracht. Die Ursache dieser Katastrophe soll in den Tiefen des Adriatischen Meeres gelegen haben. Aber es bedurfte nicht einmal eines Erdbebens, um die Menschen auf die Unsicherheit der ragenden Bergspitzen aufmerksam zu machen. Der Domen Fawre, ein Berg in Monmouthshire in England, geriet ins Wanken und stürzte mit lautem Getöse in den Fluß. Er veränderte das ganze Flußbett und machte 30 Familien wohnungslos. Die Bewohner wußten, daß der Berg durch Regenfälle unterminiert war, ernannten einen Wächter, der alle Nacht Posten stand. Nichts ereignete sich, bis eines frühen Morgens die Katastrophe eintrat und das Flußbett bis zur Höhe der Hauptstraße anwuchs. Das geschah an einem Sonnabend. Am folgenden Montag wiederholte sich der Bergsturz, und der Fluß stieg noch höher und überflutete 18 Heimstätten bis zum obersten Stockwerk. Da eine weitere Eruption zu befürchten war, so wurden viele Gebäude in dem gefährdeten Distrikt so schnell wie möglich geräumt.

Die Stadt Bellinzona, die Hauptstadt des Schweizer Kantons Tessin, kommt in Gefahr, von dem Monte Arbino erdrückt zu werden, der sich in zwei Tagen um einen Meter bewegt hat. Eine Masse, die ungefähr 2 Meilen breit und über 1700 Meter hoch ist, geriet in Bewegung und verursachte großen Schrecken unter der Bevölkerung von Bellinzona. Obwohl die Bewegung langsam ist, kommt sie nichtsdestoweniger der Stadt beständig näher. Im März 1925 wurde die Stadt Meeker im Staate Colorado dadurch in Schrecken versetzt, daß sich eine Bergspitze dicht bei der Stadt bewegte. Um über 100 Meter veränderte sie sich in zwei Tagen und blockierte die einzige Straße, die Meeker mit der Außenwelt verbindet. Gleichzeitig füllte sie eine tiefe Schlucht aus und ersparte damit die Ausgaben für Erbauung einer Brücke.

Die Geologen haben oft versucht, die Gründe für diese Schwankungen der Bergspitzen anzugeben. Nach den Ansichten einiger hat das Regenwasser im Laufe der Zeit die tieferen Lagen ausgewaschen, so daß sie die schwereren oberen Schichten nicht mehr tragen konnten. Andere wieder sagen, daß die Bewegung der Bergspitzen nichts anderes ist, als eine Form des Erdrutsches. Eine dritte Theorie behauptet, daß von einer inneren Tätigkeit der Erde die Grundlage des Berges locker wird und sich dadurch die Spitze, also jener Teil über der Erde, verschiebt. Daneben bestehen zahlreiche andere Ansichten. Typische Bergrutsche treten plötzlich ein und lassen sich nicht vorher erkennen. Bewegungen, die langsam sind, besonders in Fällen, wo die sich bewegende Masse sich nicht völlig von der ursprünglichen Umgebung trennt, sind schwierig zu erklären. Es ist nicht der ganze Berg, der sich auf diese Weise bewegt, sondern nur ein Teil der Bergspitze.

An die Musik.

Der Orgel Machtgesang braust hoch vom Chor,
Und durch der Töne wundersames Singen
Wachsen der Seele weite Engelsschwingen;
Anbetend schwebt zum Himmel sie empor.

Wie muß die Güte doch unendlich sein
Des Gottes, der die holden Harmonien
Ins falsche Menschenland hieß ziehen,
Ein Stück ihm seines Himmels zu verleihn!

Günther Ziegler.

Bunte Chronik

* **Die Länge der Unterseekabel.** Die führende Position nimmt England ein, das 285 000 Kilometer Unterseekabel sein eigen nennt, muß es doch mit all seinen Dominions, Kanada, Australien, Neuseeland, Kapland, ferner mit seinen Kolonien in Afrika, Indien, Südamerika und Asien direkte Verbindung unterhalten. In weitem Abstand folgen die Vereinigten Staaten mit 146 000 Kilometer, dann kommt Frankreich mit 66 000 Kilometer, Dänemark 17 000 Kilometer, Japan 14 000 Kilometer, Holland 13 000 Kilometer. 7000 Kilometer besitzen Spanien und Italien, 4000 Kilometer Norwegen und Deutschland, alle anderen Länder sind nicht der Rede wert. Zusammenfassend kann man sagen, daß die Lage am Meer und der Kolonialbesitz gemeinsam die Größe des Kabelnetzes vorschreiben.

*

* **Riesenlokomotiven in Amerika.** Die Long Island-Eisenbahn hat 14 elektrische Lokomotiven in Dienst gestellt, die für Rangierzwecke Verwendung finden. Die Leistungsfähigkeit jeder Lokomotive beträgt 1000 PS und die Höchstgeschwindigkeit 40 Kilometer. Es ist möglich, zwei Lokomotiven durch einen einzigen Führer bedienen zu lassen, wodurch man also die Verfügung über 2000 PS erhält. Elektrische Rangiermaschinen dieses Systems sollen auf allen Strecken des Pennsylvania-Systems, zu dem die Long Is-

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg